

Inhalt: Auf Hohen-Moor. Novelle von Claire von Glümer. (Fortf.) — Prinz Heinrichs Festzug. — Land- und Hauswirthschaft: Die Vortheile der Drillkultur. Breißeelbeeren heranzüchten. Kartoffelkäse. Aufbewahrung des Mehles. — Schach. — Räthsel. — Feuilleton: Zu Theodor Körner's Gedächtniß. Von Hermann Tauscher. Literatur und Kunst.

Der Nachdruck aller Original-Artikel ist untersagt.

Auf Hohen-Moor.

Novelle von Claire von Glümer.

(Fortsetzung.)

Eines Tages brachte Bobst Clamor ihr eine seiner Kompositionen. Es war das Venauische:

„Du grauer Nebel hüllest ein
das Thal mit seinem Fluß,
den Berg mit seinem Waldbrevier
und jeden Sonnengruß.

Nimm fort in deine graue Nacht
die Erde weit und breit,
nimm fort, was mich so traurig macht,
auch die Vergangenheit.“

Sie überlas es mit raschem Blick, dann sang sie es mit einer Innigkeit, die Bobst das Herz bewegte, und bei den letzten Worten war sie selbst so ergriffen, daß ihre Stimme wie in verhaltenem Weinen verhauchte. Sie abwendend trocknete sie auch wirklich die Augen und sagte dann, mit strahlendem Lächeln zu ihm aufsehend: „Warum haben Sie mir so lange verschwiegen, daß Sie komponiren?“

„Woher wissen Sie denn, daß es von mir ist?“ fragte er dagegen.

„Weil es unerkennbar den Stempel Ihrer Persönlichkeit trägt,“ gab sie zur Antwort; aber als er nähere Erklärung verlangte, schüttelte sie lachend den Kopf.

„Nein, eitel machen, oder vielmehr noch eitler machen will ich Sie nicht,“ sagte sie scherzend, fügte dann aber mit ernstem Ton und Blick hinzu: „Darf ich hoffen, daß Sie mir mehr zeigen werden? Alles, was Sie hier haben?“

Von Stund' an war sie seine Vertraute. Er fühlte sich dazu gedrängt, ihr von seinen künstlerischen Hoffnungen und Entwürfen zu berichten, und wie es sein höchster Wunsch sei, sich ganz der Musik zu widmen, und daß er auch bereits begonnen habe, eine Oper zu komponiren. Das wenige, was davon fertig war, gab er ihr und bat sie inständig, ihn zu sagen, ob sie an sein Talent glauben, ihn zum Künstler berufen

halten könne, oder nicht. Als größten Freundschaftsbeweis würde er es ansehen, wenn sie rückhaltlos aufrichtig wäre, hatte er hinzugefügt; denn so freudig er alles, was er besäße, für das Glück hingeben würde, ein Künstler zu sein, so verächtlich wäre ihm das Wollen und Nichtkönnen, das sich unter dem Namen des Dilettantismus breit mache. Sie hatte ihm volle, ungeschminkte Wahrheit versprochen, und wie im Fieber war er umhergegangen, ihre Entscheidung erwartend. Ein Zweifel an der Richtigkeit derselben, ein Sichauslehnen dagegen hätte er nicht für möglich gehalten.

Mehrere Tage dauerte diese Qual; schon begann er zu fürchten, daß sie ihn absichtlich aus dem Wege gehe, als er sie endlich zur gewohnten Stunde allein im Musiksaal fand. Sie saß am Flügel und spielte leise, wie traumverunken, die Melodie eines seiner Chöre. Plötzlich brach sie ab und sprang auf; mit leuchtenden Augen, beide Hände ausstreckend, kam sie auf ihn zu.

„Wie können Sie an sich zweifeln!“ rief sie aus. „Sie sind nicht nur berufen, Sie sind auserwählt!“

In demselben Augenblick kamen die jungen Mädchen hereingestürzt, und wenige Stunden später erhielt Bobst Clamor ein Telegramm, das ihn sofort nachhause rief: Tante Eveline benachrichtigte ihn, daß auch sein Vater an Typhus erkrankt war.

Mit dem nächsten Zuge reiste er ab, ohne Regine wiedersehen zu haben, aber er schrieb ihr; sie antwortete und sprach die Hoffnung aus, durch seinen Freund zu hören, wie es ihm und seinem Kranken gehe. Er gab ihr selbst Bescheid, sie antwortete abermals, und bald waren ihre Briefe das Beste und Liebste, was der Tag ihm bringen konnte; denn als der Vater genesen war, schrieb Bobst Clamor von seinen künstlerischen Bestrebungen, für die er nur bei Regine Verständnis und Theilnahme fand. Sie war es, die ihm den

Zu Theodor Körner's Gedächtniß.

† 26. August 1813.

Wort: Doch stehst du dann, mein Volk, bekränzt vom Glücke,
in deiner Vorzeit heil'gem Siegersglanz;
vergiß die treuen Todten nicht, und schmücke
auch uns're Urne mit dem Eichenkranz!

Lh. Körner.

Jetzt stehst du nun, mein Volk, bekränzt vom Glücke,
im Kreis der Völker einig da und frei,
und dankbar denkst an alle du zurücker,
die dir zur Einheit schlugen einst die Brücke
im Kampfe gegen wälsche Tyrannei.
Und heute füllt dein Auge sich mit Zähren;
vor fünfundsiebzig Jahren fiel ein Held,
der Schwert und Leier nahm, dem Feind zu wehren
und siegreich ihn zu schlagen aus dem Feld.

Der Freiheit Morgenroth, er sah es glühen,
als die Walküre ihn vom Kampflaz rief;
er sah des Vaterlandes Ruhm erblühen,
er sah, daß nicht umsonst sein heißes Mähen,
als auf der blut'gen Wahlstatt er entließ.
Was nach Prophetenart er uns gekündet,
das ist erfüllt so schön, so voll und ganz:
du stehst, mein Volk, in Treuen fest gegründet,
in deiner Vorzeit heil'gem Siegersglanz.

„Vergiß die treuen Todten nicht, und schmücke
auch uns're Urne mit dem Eichenkranz!“
So rief der Kämpfer gegen wälsche Tücke,
der mitgebaut an uns'res Volkes Glücke
und mitentzündet seines Ruhmes Glanz.
Und nicht umsonst, — das ganze Volk heut kränzt
dir, Körner, heut in heißer Dankbarkeit,
dein Name steht in Segen und erglänzt,
ein heilig Vorbild uns, für alle Zeit!

Hermann Tauscher.

Nach gab, nach Leipzig zu gehen, um sich dort gründlichen Musikstudien zu widmen, während er dem Vater zuliebe sich auch an der Universität immatriculieren ließ. Wie hatte er fleißiger und, wie er meinte, erfolgreicher gearbeitet, und Regines Einfluß schrieb er zu, was er leistete, er fühlte sich ihr immer näher gerückt, immer inniger verbunden.

Dennoch hätte er vielleicht noch lange so fort gelebt, ohne mehr zu begehren; aber Anfang Mai schreckte ihn ein Brief Regines aus seiner Nähe auf. Sie hatte sich mit Mrs. Morton überworfen, hatte, wie sie sich ausdrückte, „unfähig, sich länger dem Hochmuth und Uebermuth zu beugen,“ Morton-Grange sofort verlassen und sich in einem londoner Governess-house einquartiert. Dorthin sollte Jobst Elamor vorläufig schreiben; wenn er später den Verkehr fortzusetzen wünschte, müßte er seine Briefe möglicherweise nach Indien schicken. Regine hatte Aussicht, in der Nähe von Kalkutta eine annehmbare Stellung zu erhalten.

Regine nach Indien ziehen lassen, unmöglich! Jobst Elamor war augenblicklich im Klaren darüber, was er zu thun hatte. Aber nicht durch Briefe wollte er über seine und ihre Zukunft bestimmen lassen; unverzüglich brach er auf, ihr mündlich zu sagen, daß er sie liebe, nicht leben könne ohne sie, und sie zu beschwören, bis auf weiteres in eine heimliche Trauung zu willigen. Eine Weile sträubte sie sich, — nicht um ihrer selbst willen, wie sie versicherte, sondern weil es ihr widerstrebe, Jobst Elamor mit den Seinigen zu entzweien, — dann gab sie nach.

„Auch für mich wäre die Trennung schlimmer als der Tod!“ flüsterte sie, als sie ihm endlich in die Arme sank.

Die nöthigen Vorbereitungen waren bald getroffen; in einer londoner Vorstadtkirche wurden sie getraut und kehrten miteinander nach Leipzig zurück, wo er eine Wohnung auf ihren Namen mietete und als ihr Abmieter auftrat.

Jobst Elamor war glücklich, und auch Regine schien es zu sein. Sie wurde heiterer, blühte körperlich auf, hatte Freude an dem Paß und Tand, mit dem ihr Gatte sie überschüttete, nahm eifrig Antheil an seinen Plänen und Arbeiten, blieb voll Zuversicht, wenn er hin und wieder an seinem Talent zweifeln wollte, und half ihm und sich selbst mit der Hoffnung der Zukunft über die Mißstände der Gegenwart fort. Schon früher hatte Jobst Elamor einsam gelebt, jetzt machte ihn das Zusammensein mit Regine den geselligen Verkehr vollends entbehrlich, und als sich im Laufe der Zeit einige junge Musiker an ihn schloßen, mit denen er seine Kompositionen durchnahm und besprach, behandelten sie die junge, kluge, sehr musikalische Frau Wenzel, die den Gästen ihres Abmiethers am Theatrisch die Honneurs machte, mit derselben Achtung, die ihr Hohen-Adoor erwies.

Und nun sollte, was sie beglückt zu haben schien, Qual und Pein gewesen sein? Während er mit dem Aufwand aller seiner Kräfte für sie so gut gearbeitet hatte, wie für sich selbst, — denn seinem Gefühl nach waren sie beide untrennbar eins, — warf sie ihm Nachlässigkeit, Pflichtvergessenheit, Egoismus vor. Und was das Schlimmste war: sie glaubte nicht mehr an sein Talent, hatte vielleicht nie daran geglaubt,

sondern all die Zeit eine unwürdige Komödie gespielt! Wie konnte er, wenn es so war, an ihre Liebe glauben? Da stand er wieder am Anfang der langen, schmerzlichen Gedankenreise.

Als Jobst Elamor und Regine am nächsten Morgen zusammentrafen, hatten sie sich zu einer äußerlichen Nähe gezwungen, die, weil sie erzwungen war, viel zu weit ging, so daß sie wie Gleichgültigkeit erschienen. „Er liebt mich nicht mehr,“ dachte Regine. „Sie hat mich nie geliebt!“ wiederholte sich Jobst Elamor.

Es war schwer, mit dieser Ueberzeugung ein neues, gemeinsames Leben zu beginnen; um so schwerer, da es, im Vergleich zu dem bisherigen, ein beschränktes, entbehrungsreiches sein würde. Als tiefe Demüthigung empfand es Jobst Elamor, Regine in solche Verhältnisse bringen zu müssen, und er gelobte sich selbst, nicht zu rufen und zu ruhen, bis ihr seine Arbeit in den Stand gesetzt, ihr das ehemalige Wohlleben zurückzugeben.

Aber auch sie war stolz, und ihr Selbstgefühl empörte sich dagegen, von dem Manne, der sie, wie sie annahm, nicht mehr liebte, abhängig, eine Last und Sorge für ihn zu sein. Wenn das Kind nicht gewesen wäre, hätte sie tausendmal lieber das verhasste Gouvernament noch wieder auf sich genommen. Aber dies hilflose kleine Geschöpf mit den blauen, lachenden Augen hielt sie fest. Und ebenso hielt es Jobst Elamor, wie sie mit heimlicher Freude sah. Bärtlicher als je nahm er sein Söhnchen, das einzige Wesen, an dessen Liebe er noch glauben konnte, in die Arme, küßte ihm die Händchen und legte sein blaßes, übernächtiges Gesicht an die rosige Kinderwange.

Gleich darauf war er wieder hart und kalt. In höflichem Tone fragte er Regine, ob sie sich genug ausgerüst habe, um abreisen zu können; sie gab ebenso zur Antwort, daß sie dazu bereit sei; er bestimmte, daß sie in einer Stunde fahren würden, und auf ihre Frage: „Wohin?“ gab er zur Antwort: „Vorläufig nach Berlin.“

„In der großen Stadt,“ fügte er hinzu, „glaube ich am besten verschwinden zu können, bis sich mein Schicksal auf die eine oder die andere Weise entscheidet.“

Berlin! — Regine hätte viel darum gegeben, nicht in die Vaterstadt zurück zu müssen, wo sie stündlich in Gefahr kam, den Gefahren einer Vergangenheit zu begegnen, an die sie sich nur mit Widerwillen erinnerte: ihren Brüdern, rohen Gesellen, die sie mit jedem Worte verletzten; ihren Schwestern, die sich theils in dienenden Stellungen befanden, theils, an kleine Handwerker verheiratet, in Noth und niedriger Arbeit verthümert waren; ihren Studiengenossen vom Konservatorium, die sie spottend „Königin von Saba“ zu nennen pflegten, weil sie ihnen das krankhafte Verlangen nach Reichthum und Vornehmheit verrathen hatte.

Wit aller Entscheidungen würde sie früher gegen diese Wahl des Wohnorts aufgetreten sein, jetzt erhob sie nicht den leisesten Einwand; lieber freiwillig auf ihre Macht verzichten, als sich sagen lassen: es ist damit vorbei.

Literatur und Kunst.

* Das 150jährige Jubiläum des Annaburger Institutes hat ein werthvolles Buch gezeitigt: „Schloß Annaburg. Festschrift zur 150jährigen Jubelfeier des Militär-Knaben-Erziehungs-Institutes zu Annaburg. Von Ernst Gröndler, Militärparrer und Schulinspektor des Institutes. 599 Seiten. Mit in den Text gedruckten und besonders beigegebenen erläuternden Ansichten und Plänen. Berlin, Oscar Daebinger. Preis 9 M.“ Die Bedeutung des Buches geht weit über den Rahmen einer bloßen Festschrift hinaus — sehr zum Vortheil des behandelten Stoffes. Nicht nur dem örtlichen, auch dem allgemeinen Interesse kommt es entgegen. Auf jeder Seite zeugt die Arbeit von den gründlichen archivalischen Studien, die der Verfasser in Dresden und Magdeburg gemacht hat. Das von ihm aus den dortigen Archiven ans Licht Geförderte hat ihn in den Stand gesetzt, langjährige Irrthümer, wie z. B. daß das alte Schloß doch eine halbe Stunde vom jetzigen Annaburger Schloße entfernt gelegen gewesen sei, überzeugend zu widerlegen. Versehen weißt nach, daß das jetzige Schloß auf der Stelle des alten Schloßes erbaut wurde. Noch viel anderes Neues hat er aus den Akten mit Fleiß herausgeholt und das Ganze in so frischer, anschaulicher, formvollendeter Weise darzustellen gesucht, daß das Buch in der That eine fesselnde Lektüre für jedermann bildet. Der Soldat und der Erzieher, der Geschichts-

forscher, Kulturhistoriker und Waldmann, sie alle werden es mit gleichem Interesse lesen. Der Inhalt gliedert sich in drei Haupttheile, deren erster das Schloß (Ort und Umgegend, Mutter Anna, Schloßbau), der zweite das Institut unter sächsischer Herrschaft (Vorgehichte und Gründung, Verlegung nach Annaburg, fünfzigjähriges Stiftungsfest, letztes Vierteljahrhundert unter sächsischer Herrschaft), der dritte das Institut unter preussischer Herrschaft (von der Besitzergreifung bis zum hundertjährigen Stiftungsfest, die erste Hälfte des zweiten Jahrhunderts, Bilder aus der Gegenwart) behandelt. Ganz besonders muß man auf diese Bilder aus der Gegenwart d. h. aus dem gegenwärtigen Anstaltsleben der annaburger Böglinge aufmerksam machen. Es sind Kabinetsstücke schriftstellerischer Leistung, gedrieben mit jenem köstlichen Humor, der den tiefsten sittlichen Ernst zum Hintergrunde hat. — Im Vergleich zum Umfang und den Beilagen ist der Preis des Buches ein billiger. Die Widmung desselben hat unter jetzt regierender kaiserlicher Herr Wilhelm II. hinlänglich angenommen.

E. S.
* Die Erde in Karten und Bildern. Handatlas in 60 Karten, nebst 125 Vogen Text mit 800 Illustrationen. In 50 Lieferungen, Groß-Folio-Format, à Preis. 80 Pf. (U. Hartlebens Verlag in Wien.) Mit den beiden vor Ausgabe gelangten Lieferungen 31 bis 35 hat sich dieses Werk bis auf den Kontinent Amerika erweitert. In einer klar und praktisch eingetheilten „Uebersicht“ werden zunächst die bodenplastischen (topographischen)

So st
den Wag
hof zu
dort aus
lander zu
Zukunft
Auch
als je.
den Bri
großende
die sich i
energisch
sein zum
gebens n
Zante G
junge W
Nur am
blie von
und her
endlich d
eingelasse
Ein A
Bei jein
Gruppe,
war, ein
„Her
Junier k
weinerli
sammeite
... der
Wulf
„Was
senst kan
Ein k
nach ein
„Zu
salutiren
„Du,
„Nicht
der Ma
einen tu

Prinz
Wohnst
Legene
Residenz
verlegt.
ziemlich
einer g
Umbau
zum 1.

Verhältn
in beson
die thier
sind sehr
läutert.
von Bri
Mexico,
umfassen
daß die
wird. A
den vor
Textwer
G.
und sein
Anschau
Beige
stand im
anderen
herbeig
grund g
vorliegen
Verhältn
von Der
ihren B
auf sich



So stieg sie denn auch ohne jede Frage oder Bemerkung in den Wagen, den Jochst Clamor — um die Fahrt über Eisenhof zu vermeiden — nach Goslar genommen hatte; von dort aus fuhren sie mit der Eisenbahn thalabwärts dem Flachlande zu, hinein in den grauen Wintertag, in die graue Zukunft.

Auch auf Hohen-Moor war es an diesem Tage melancholischer als je. Der Hausherr hatte zwar nicht ein Wort weder über den Brief noch über die Abreise des Sohnes gesagt, aber seine großartige Miene verrieth, wie er davon berührt war. Eveline, die sich den Vorwurf machte, die Wünsche des Veters nicht energisch genug vertreten zu haben, blieb — Ery's Unwohlsein zum Vorwand nehmend — in ihren Zimmern, und vergebens machte Wulf den Versuch, zu der Geliebten zu dringen; Tante Eveline und die Reinholdt bewachten sie — wie sich der junge Mann voll Ingrimm sagte — gleich ein paar Drachen. Nur am Fenster ihres Schlafzimmers sah er sie einen Augenblick von fern, als er nach Tisch wieder einmal davor hin und her patrouillirte. Mißmuthig kehrte der junge Mann endlich durch das Pförtchen, das ihn und Ery gestern morgen eingelassen hatte, in das Schloß zurück.

Ein Durcheinander erregter Stimmen klang ihm entgegen. Bei seinem Eintritt versammelten sie, dann eilten aus der Gruppe, die unter der Lampe inmitten des Ganges versammelt war, ein paar Gestalten auf ihn zu.

„Herr Lieutenant, das Unglück! . . . Gut, daß Sie da sind, Jünger Wulf!“ schrien sie ihm entgegen, und die zitternde, weinerliche Stimme des alten Reinholdt, der unter den Versammelten stand, fügte hinzu: „Hab's ja schon gestern gejagt — der Kleine ist dagewesen.“

Wulf trat schnell heran. „Was giebt's hier?“ fragte er. „Nur einer soll antworten, sonst kann ich nichts verstehen.“

Ein kräftiger Mann mit wetterhartem Gesicht, der Kleidung nach ein Waldwärter, wendete sich zu ihm.

„Zu Befehl, Herr Lieutenant!“ sagte er, militärisch salutirend.

„Du, Claus Hinrich!“ rief Wulf. „Nun, was bringt du?“ „Nichts Gutes, fürcht' ich, Herr Lieutenant!“ antwortete der Mann, und indem er einem der neben ihm Stehenden einen dunklen Gegenstand aus den Händen nahm, fügte er,

damit dicht unter die Lampe tretend, hinzu: „Ist das nicht der Pelz unseres Herrn Junkers?“

Wulf erbleichte: ein Blick auf das nasse, beschmutzte, zerrißene Kleidungsstück überzeugte ihn, daß Claus Hinrich recht hatte. „Wie bist du dazu gekommen?“ stieß er hervor.

„Gesunden, Herr Lieutenant, oben am Schwarzen Moor,“ antwortete der Mann.

„Am Schwarzen Moor?“ wiederholte Wulf. „Wie sollte Jochst Clamor dahin gekommen sein? — Aber erzähle, erzähle!“

Claus Hinrich zuckte die Achseln.

„Zu erzählen ist nicht viel, Herr Lieutenant!“ antwortete er. „Ich war auf des Herrn Försters Befehl den ganzen Tag im Walde herumgestrichen, nach Windbruch und Schnebruch zu sehen, und ging, um mir den Nachhauseweg abzukürzen, über das Schwarze Moor. Gut ist der Weg ja nie, aber so schlimm wie heute bei dem leichtgefrorenen Schnee, in den man auf Schritt und Tritt einbricht, hab' ich ihn noch nie gefunden. Auf einmal, wie ich so vor mich hingeh, seh' ich vier Klaster unter mir auf 'ner Klippe was Dunkles liegen, — ein Mensch, den' ich und finde den Platz, wo er heruntergestürzt sein muß und Schnee und Erde und Steingeröll mitgerissen hat. — Wie ich genau hinsehe, zeigt sich's freilich, daß es nur ein Rock sein kann, der über dem Gestein liegt; aber der Mensch, dem er gehört hat, kann noch 'ne Stufe tiefer gefallen sein. Ich kletterte nach, so gut und schlecht es geht, und als ich endlich auf der Klippe angekommen bin, seh' ich's deutlich, wie der, dem der Rock gehört hat, weitergestürzt ist und wieder Schnee und Erde und Geröll nachgerissen hat bis auf die nächste Klippe und von da wieder hinunter, geradezu ins Moor hinein. Ein großer dunkler Flecken in der Schneedecke zeigt, wo er versunken ist, — da war nicht zu helfen, Herr Lieutenant. . . ich bin wieder hinaufgeklettert, und weil ich's nur zu gut weiß, wenn der Pelz gehört hat, bin ich damit hergekommen.“

Ein Moment entgegenwollen Schweigens folgte; aller Augen waren auf Wulf gerichtet.

„Der Dösel muß es hören, komm, Claus Hinrich!“ sagte er tonlos und ging schweren Schrittes und noch schwereren Herzens voran.

(Fortf. folgt.)

Prinz Heinrichs Residenz.

Prinz Heinrich und Gemahlin haben das zum provisorischen Wohnsitz genommene, auf Waldeshöhe am Meeresufer gelegene Hotel Bellevue am Kieler Hafen verlassen und ihre Residenz nach dem königlichen Schloß in der Stadt Kiel selbst verlegt. Der aus dem 13. Jahrhundert stammende, äußerlich ziemlich prunklose Kolossalbau des Schloßes ist zu dem Zweck einer gründlichen Renovirung und einem innern Aus- und Umbau unterzogen, sodaß derselbe nach seiner Vollendung, die zum 1. Okt. stattfinden soll, ein durchaus würdiges Heim für

den Prinzen Heinrich und dessen Gemahlin bieten wird. Zwar ist eine gänzliche Fertigstellung der Bauarbeiten bis zu dem gegenwärtigen Einzugsstermin des fürstlichen Paares noch nicht zu erreichen gewesen, Prinz Heinrich wird daher erst einen Theil der Räumlichkeiten des Schloßes in Gebrauch nehmen können, aber das Wesentliche im Umbau ist beschafft, und das alte, historische Schloß bietet so vielerlei Bemerkenswerthes aus alter und neuerer Zeit, daß ein Ueberblick über den Bau und seine Geschichte, den ein mit Besuche unterzeichneter

Verhältnisse dieses Erdtheiles vorgeführt, hierauf das Klima und in besonders ausführlicher Weise die pflanzengeographischen und die thiergeographischen Kapitel behandelt. Alle diese Abhandlungen sind sehr instruktiv, reichlich durch Bilderreichthum ergänzt und erläutert. Die nächsten Abschnitte umfassen die politische Geographie von Britisch-Nordamerika, den Vereinigten Staaten von Amerika, Mexico, Centralamerika und den westindischen Inseln. Dieser umfassende Staatenkomplex ist textlich derart zweckmäßig gegliedert, daß die Orientirung und Ueberschau allenfalls spielend erreicht wird. Wie in den vorangegangenen Lieferungen, bilden auch in den vorliegenden die Karten eine werthvolle Beigabe zu dem Textwerke.

* G. Heitmann, Transvaal, das Land, seine Bewohner und seine wirtschaftlichen Verhältnisse nach mehrjähriger eigener Aufschauung geschildert. (Mit Karte.) Preis 1 M. Gustav Weigel, Leipzig. Die neuesten Nachrichten über den Aufstand im Zululand, der ersten Verwickelungen Englands auch in anderen Theilen Südafrikas, namentlich mit den Buren-Republiken herbeizuführen droht, werden bald das zeitweilig in den Hintergrund gedrängte Interesse für diese Gebiete neu beleben. Das vorliegende Schriftchen führt uns ein in die eigenthümlichen Verhältnisse eines dieser noch wenig bekannten und noch wenig von Deutschen bereisten Länder, dessen fernige Bewohner durch ihren Freiheitskampf schon einmal die Aufmerksamkeit Europas auf sich lenkten und auch bei uns sich viele Sympathien erweckten

durch ihren tapferen, energischen Widerstand gegen England. Es fehlte uns bisher in der deutschen Literatur ein Buch, welches uns mit diesem Lande vorurtheilsfrei bekannt machte. Die beigegebenen Karten und das Register nebst Erklärung der römischen Ausdrücke erleichtern wesentlich die Uebersicht. Die Entwicklung unserer Handelsbeziehungen in Südafrika schreibt immer mehr fort, bald werden diese Länder, besonders Transvaal mit seinen günstigen klimatischen und staatlichen Verhältnissen auch als Ziel unseres Auswandererstroms von Wichtigkeit werden. Die vorliegende kleine Schrift bietet deshalb jedem Gelegenheit, sich mit diesem Lande vertrauter zu machen.

* Katechismus der Archäologie von Dr. Ernst Kroker. Mit 130 in den Text gedruckten Abbildungen. Preis geb. 3 M. Verlag von J. F. Weber in Leipzig. — Dieser Katechismus will den Schülern der höheren Lehranstalten, den jungen Philologen und denen, welche der archäologischen Wissenschaft und ihren Ergebnissen ferner stehen, eine kurze, aber übersichtliche und unserer heutigen Kenntniß entsprechende Darstellung des Entwicklungsganges der Kunst bei den alten Völkern und ihrer hauptsächlichsten Schöpfungen in die Hand geben. Die Sprache bestreift sich dabei der Schlichtheit und Anschaulichkeit und letztere wird durch eine große Anzahl wohl ausgewählter Abbildungen unterstützt.

Aussatz in der „National-Zeitung“ uns bietet, gerade jetzt willkommen sein dürfte.

Prinz Heinrich wird in unmittelbarer Nähe seines Wirkungsbereichs seinen Wohnsitz haben, denn der große Wasserbau des Schlosses, von Adolf IV. von Schauenburg, Grafen von Holstein in dem ersten Drittel des 13. Jahrhunderts als Burg unweit des Hafens angelegt, liegt nach der Wasserseite völlig frei. Nur eine schattige Promenade, die Wasser-Allee, trennt das Schloß vom Ufer und von den hier im innersten Theile des eigentlichen Kriegshafens befindlichen Anlegebrücken der Kriegsfahrzeuge, der Geseion, Hansa- und der Barbarossabrücke, von welcher letzterer aus noch kürzlich Kaiser Wilhelm II. sich einschiffte zu seiner Nordlandsfahrt. Prinz Heinrich, der mit allen Kaiserin seines Herzens an der Marine hängt, nimmt in jenem (östlichen) Theile des Schlosses Wohnung, von dem aus man den gesammten Kriegshafen übersehen kann und einen unmittelbaren Blick auf die wahrhaft großartigen Marine-Etablissements am Mäuser des Hafens hat.

Das Schloß hat gegenwärtig im Grundriß die Gestalt eines kolossalen Flügelbaues, der nach Norden zu geöffnet ist. Der nach der Stadtseite gelegene Mittelbau, vor welchem die Burg- und die Rattenstraße vorüber zum Hafen hin gelangen lassen, ist in der Richtung der direkt auf seine Mitte zuführenden, nur schmalen und von alten Häusern besetzten Schloßstraße von einem von Säulen getragenen Hauptportale durchbrochen, welches zu dem geräumigen inneren Schloßhof führt, der im Osten (Seeseite) und Westen von den Flügeln des Schlosses begrenzt wird, während sich im Norden ein parkartiger Garten anschließt. Der Ostflügel wird von zwei Thürmen, je einem an seinem Süd- und an seinem Nordende, flankirt, die einen weiten Ausblick über Land und Meer gewähren. Auf dem sechseckigen Hauptthurm an der Südseite weht von der mit einer vergoldeten Krone geschmückten Flaggenstange die Prinzen-Standard; der Nordthurm bietet mit seinem Kupferdach in Zwiebelform einen ganz eigenthümlichen Anblick.

Das Schloß hat erst im Laufe der Jahrhunderte durch vielfältigen Um- und Erweiterungsbau seine jetzige Gestalt erhalten; ursprünglich war seine Anlage als Burg eine erheblich einfachere. Mit der Geschichte Kiel's, sowie mit derjenigen des dänischen Königshauses sowie des holsteinischen Fürstengeschlechtes ist der Bau aufs innigste verwachsen; seine Entstehungszeit fällt mit derjenigen der Stadt Kiel vollständig zusammen. Beide verdanken ihre Existenz wahrscheinlich dem Grafen v. Holstein, Adolf IV. von Schauenburg, dem Besieger des Dänenkönigs Waldemar II. in der Schlacht bei Bornhöved am 22. Juli 1227, welcher in der Burg zeitweilig residierte und die „Stadt Kiel“ ins Leben gerufen haben soll. Nach ihm hielten in dem Schloß sein Sohn Johann I. († 1263) und dessen Nachfolger Johann II. († 1321) ihre Residenz. Stadt und Burg sind einst auch dem Schicksale der Verpfändung anheimgefallen, und zwar geschah dies zuerst im Jahre 1465, als der verschwenderische König Christian I. von Dänemark „Stadt und Schloß“ pfandweise an Hans Ranzow, der ihm bedeutende Kapitalien geliehen, überließ, während es im Jahre 1469 nochmals an Lübeck verpfändet wurde; jedoch dauerte auch das nur kurze Zeit. Am 31. März 1686, nachmittags 2 Uhr stürzte die Fronte des jetzt von dem Hauptportal durchbrochenen Mittelbaues mit donnerndem Getöse ein und verwandelte diesen Theil des Baues in einen Schutt- und Trümmerhaufen. Es ist dies in Anbetracht der riesigen Steine und Quadern, aus denen das Schloß mit seinen kolossalen Wänden, Pfeilern und Gewölben erbaut ist, ein kaum erklärlicher Vorfall, zumal das Fundament des ganzen Baues auf einem natürlichen, hochgelegenen und festesten Untergrund stehenden Hügelplateau ruht; vielleicht sind bauliche Konstruktionsfehler die Ursache gewesen. Nach zehn Jahren wurde der vernichtete Theil des Schlosses auf Befehl der Herzogin Friederike Amalie, Wittve des Herzogs Christian Albrecht, wieder aufgebaut, während der Schutt des Schlosses dazu diente, den nördlich desselben befindlichen zum Hafen führenden Burggraben auszufüllen, auf dessen Stelle später der Schloßpark und ein Theil der hier beginnenden herrlichen Düsternbrooker Anlagen entstand. Eine Inschrift über dem von einem in Sandstein gemeißelten fürstlichen Wappen überzogenen Schloßportal giebt Kunde von diesem Wiederaufbau.

Sonderliche Aufmerksamkeit scheint man in damaliger Zeit der Instandhaltung des Schlosses nicht zugewendet zu haben,

denn bereits in der letzten Hälfte des folgenden Jahrhunderts (1775) wurde in einer Druckschrift jener Zeit, den „Nachrichten“, gesagt, daß das Schloß an vielen Stellen so schadhast geworden sei, daß es ohne Lebensgefahr nicht mehr bewohnt werden könne. Die Kaiserin Katharina II. von Rußland ließ daher als Vormund ihres Sohnes Paul Petrowitsch (seit 1764 Herzog zu Schleswig-Holstein, 1796 Kaiser von Rußland) in der Zeit von 1764 bis 1770 eine durchgreifende Erneuerung und Erweiterung des Schlosses durch den berühmten Baumeister Ernst Georg Somin aus Hamburg vornehmen, sodas das Schloß wiederum in einen wohllichen, bausierchen Zustand versetzt wurde. Bei dieser Gelegenheit erfuhr das Schloß die letzte wesentliche Erweiterung durch Ausführung des östlichen Schloßflügels an der Seeite, der den hervorragendsten Theil des gesammten Baues ausmacht. Bis vor etwa fünfzig Jahren verblieb es nun in seiner damaligen Verfassung; dann wurde es behufs Aufnahme des Herzogs Karl von Glücksburg und seiner Gemahlin, der Prinzessin Wilhelmine von Dänemark, neu eingerichtet und unter Leitung des Hofbaumeisters und Staatsraths Koch aus Kopenhagen baulich im Innern vielfältig verändert. Kurz vor Vollendung der Arbeiten brach jedoch in der Nacht des 16. März 1838 in einem Zimmer des dritten Stockes an der Wasserseite ein Feuer aus, welches, zu spät entdeckt, rasch um sich griff und den Bau im Innern sehr verheerte. Dieser östliche, an der Seeite gelegene Flügel brannte gänzlich aus; nur die nackten Mauern und Gewölbe blieben; die Gluth des Feuers und die Gefährdung durch die umherstehenden, von dem herrschenden Westwinde weit nach Osten getragenen Funten war so groß, daß man in dem Kiel gegenüber, an der anderen Seite des breiten Hafens liegenden Fischerdorse Ellerbed die Strohdächer der Häuser mit Wasser übergießen mußte. Im Schloße waren damals die Wohnzimmer des Königs von Dänemark gerade in Stand gesetzt, es befand sich die Montierungskammer und das Waffendepot des dänischen Militärs daselbst; ferner die Schloßkirche mit einem werthvollen Altar-bilde und die in einem feuerficheren Gewölbe untergebrachte Universitätsbibliothek von 60,000 bis 70,000 Bänden. Die ersten genannten Räume wurden nebst ihrem Inhalte vollständig zerstört; nur die Feuerfichereit der Gewölbe, in denen sich die Universitätsbibliothek befand, bewährte sich, sodas man kaum nöthig gehabt hätte, dieselbe doch noch besonders zu retten. Von den beiden Schloßthürmen neben diesem Flügel blieb der eine gänzlich unberührt, während der andere, auf dem eine von der Kaiserin Katharina II. errichtete Sternwarte sich befand, stark beschädigt und diese letztere selbst völlig zerstört wurde. Der Mittelbau und der westliche Flügel waren von dem Feuer verschont geblieben. Man nimmt an, daß das Feuer durch die behufs schnelleren Austrocknens der Räume vorgenommene starke Ueberheizung entstanden ist. Die Bürger Kiels boten unmittelbar nach dem Brande der Prinzessin Wilhelmine und ihrem künftigen Gemahl das Schloß zu Knoop, an einer Schleuse des jetzigen Eider-, demnächstigen Nord-Düster-Kanals, herrlich gelegen, als Residenz an, welches Anerbieten dankbar angenommen wurde.

Unmittelbar nach dem Feuer wurde der Wiederaufbau des Ostflügels wieder in Angriff genommen und bereits zum Herbst 1838, also vor nun 50 Jahren, fertig gestellt. Der Flügel überragt jetzt den übrigen Bau mit seinem mansardenartig aufgesetzten doppelten Dache um ein Bedeutendes; seine hohe, schlichte, von weiten Fensteröffnungen durchbrochene Fassade, die jeden Schmuckes entbehrt, präsentirt sich von der Hafenseite aus in freier Ansicht. Der Blick auf die übrigen Seiten des Schlosses, bis auf die nach der Straße (Dänische Straße) freiliegende Westseite, ist durch die Nähe der Baulichkeiten, oder an der nördlichen Parkseite durch Bäume erheblich beschränkt; nur die oberen Gebäudetheile sowie die Thürme ragen aus der Umgebung der alles übrige verdeckenden Baumgruppen hervor und gewähren dem sich von der Düsternbrooker Allee dem Schloße Nähernden einen malerisch schönen Anblick.

Die alte Burg, beziehungsweise das jetzige Schloß, war seit der Gründung in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts Residenz der Grafen der Kieler, dann der Herzöge der Gortorfer Linie und später gewöhnlich eines der Prinzen des schleswig-holsteinisch-dänischen Hauses; seit der preussischen Zeit war es zunächst von dem Oberpräsidenten der Provinz bewohnt und auch das Kommando der Marinestation der Ostsee in demselben untergebracht; später diente es dann zum Aufent-

halt
stell
wird
eigen
der
hern
parl
Gar
der
Rum
nach
Haf
das
Unit
das
besin
Zieg
Pfei
Gitt
des
liegt
gebä
Zim
das
vern
eine
her
hina
Wag
brü
jezt
von
trag
der
von
hera
unte
im
wer
Wof
sind
Lige
Stra
zimm
Zu
quan
begri
Düst
Die
neber
geric
16.
holst
den
Dü
Sch
In
am
thim
Prei
in
zu
ober
Räu
D
einer
Zim
Dete
um
I
gesti
sieber

Halte des Prinzen Heinrich, der nunmehr nach der Fertigstellung seine dauernde Residenz in dem Schlosse nehmen wird.

Die auf dem Terrain des Schlosses bisher befindlichen, nicht eigentlich zum Schlosse gehörenden Baulichkeiten sind während des letzten Jahres hinweggeräumt, sodas rings um das Schlosse herum ein freier, sich im Norden an den eigentlichen Schlosspark anschließender Raum gewonnen ist, der in geschmackvolle Gartenanlagen verwandelt wurde. Vor dem Westflügel lag an der Dänischen Straße die 1857 hier widerwillig erbaute Kunsthalle des Schleswig-Holsteinischen Kunstvereins; im Osten nach der Wasserseite zu, unweit der Barbarosfabrik lag die Hafenvache; diese beiden Gebäude sind abgebrochen, während das von der rechten Seite des Mittelbaues belegene alte Universitätsgebäude an der Rattenstraße, in dem sich seit 1878 das schleswig-holsteinische Museum vaterländischer Alterthümer befindet, erhalten geblieben ist. Eine in rothem, imprägnirtem Ziegelbau aufgeführte manns hohe Mauer mit aufgesetzten Pfeilern und starkem, aus eisernen Lanzenspitzen bestehenden Gitter umgibt das gesammte Schlossterrain. Zu den Seiten des Einfahrtsthores von der Stadt, der Schlossstraße aus, liegt das neue mit einem runden Eckthurm versehene Wachtgebäude, sowie das Gebäude für Rendant und Kastellan. Der Innenraum bis zum Schlosse ist zu beiden Seiten der durch das Portal führenden Auffahrt in geschmackvolle Gartenanlagen verwandelt. Zur Rechten nach dem Wasser zu ist am Ostflügel eine breite, hochgelegene Terrasse angebracht, zu der von Norden her aus dem Parkgarten des Schlosses eine bequeme Freitreppe hinaufführt. Am Südbende dieser Seite sind Stallungen und Wagenremise, sowie noch eine besondere Auffahrt angebracht.

Der Grundbau des Schlosses hat außer zahlreichen Durchbrüchen von Thüren und Fenstern, Abtheilung von Zimmern, jetzt keine wesentliche Veränderung mehr erfahren. Nur ist von außen vor dem Mittelbau eine von Sandsteinsäulen getragene, den Verkehr zwischen beiden Flügeln ohne Bemühung der Zimmerreihen des Mittelbaues vermittelnde gedeckte Gallerie, von deren Mitte eine Treppe nach dem inneren Schloßhof herabführt, neu angebaht worden, deren rothes, von Sandstein unterbrochenes Mauerwerk eigenthümlich von dem im übrigen im ganzen feingrau gehaltenen Bau absteht. Im ersten Stockwerke der Frontseite des Mittelbaues werden die Herrschaften Wohnung nehmen; die hier vorhanden gewesenen weiten Säle sind durch Wände in einzelne Zimmer getheilt. Die persönlichen Gemächer des Prinzen Heinrich werden sich in der ersten Etage des östlichen Flügels befinden, woselbst auch die Fremdenzimmer eingerichtet sind.

Für besonders festliche Gelegenheiten sowie zum Absteigequartier für den Kaiser, den man hier in Kiel recht häufig begrüßen zu können hofft, sind die Parterreräumlichkeiten des Ostflügels, welche entsprechende Festhale enthalten, bestimmt. Dieselben bestehen neben zwei Zimmern aus drei großen, nebeneinander liegenden Sälen, woselbst auch ein Orchester eingerichtet ist. In dem großen Festsaale im Ostflügel wurde am 16. November 1773 in feierlichem Akte der Austausch des holstein-gottorp'schen Antheils Kaiser Pauls von Rußland an den König Christian VII. von Dänemark gegen die Grafschaften Oldenburg und Delmenhorst vollzogen und so also Stadt und Schlosse Kiel wieder mit dem ganzen Herzogthum vereinigt. In demselben Saale fand dann nach nahezu hundert Jahren, am 24. Januar 1867, die feierliche Vereinigung der Herzogthümer der Provinz Schleswig-Holstein mit dem Königreich Preußen statt. Im ersten Stock des westlichen Flügels wird in Zukunft der Hofstaat der Prinzessin Heinrich wohnen und zu ebener Erde das Hofmarschallamt untergebracht sein. Im obersten Stock dieses und des anderen Schlosstheils sind die Räume für die Dienerschaft.

Die innere Aus schmückung des Schlosses, mit Ausnahme einer Reihe von zehn von der prinzipalen Familie bezogenen Zimmern, ist noch keineswegs vollendet. Maler, Tapeziere und Dekorateur, sowie Gärtner sind noch ununterbrochen beschäftigt, um das Heim des jungen Ehepaars zu einem behaglichen zu gestalten; im einzelnen ist hierüber jedoch noch nichts Feststehendes zu berichten, auch werden die Räume vor ihrer gänz-

lichen Vollendung zum 1. Okt. keinem Fremden geöffnet. Es unterliegt jedoch keinem Zweifel, daß die innere Aus schmückung eine in gleichem Grade festlich vornehme und dabei eigenartige werden wird. Unter anderem werden nämlich die sämtlichen, von dem Prinzen auf seinen überseeischen Reisen erworbenen Sammlungen und Geschenke, so namentlich die von dem Beherrscher Japans stammenden, eine zweckentsprechende Aufstellung finden. Weiter wird in den Festräumen des Ostflügels, in deren Gewölben seinerzeit die Universitätsbibliothek untergebracht war, das Geschenk, welches die Provinz Schleswig-Holstein dem neuermählten Paare dargebracht, Verwendung finden. Es sind dies sieben kunstreich gemalte Glasfenster, welche in die nach dem Hofe gehenden Fenster des Festraumes eingesetzt werden sollen. Auf diesen Fenstern werden sechs fürstliche Personen und das Allianzwappen des Prinzen Heinrich und seiner Gemahlin Irene, geb. Prinzessin von Hessen-Darmstadt, zur Darstellung gelangen. Die Ausführung derselben wurde dem Institut für Glasmalerei in Berlin übertragen, welchem für einige der älteren Fürsten von hier aus Skizzen und Gemälde als Vorlagen gesandt wurden. Die fürstlichen Persönlichkeiten sind folgende: Adolf IV., Graf von Schaumburg, der muthmaßliche Gründer des hiesigen Schlosses und der Stadt Kiel, der als Sieger von Bornhöved im Jahre 1233 die Selbstständigkeit Schleswig-Holsteins gegen Dänemark wahrte, gestorben 1261; Herzog Friedrich, 1481 bis 1533, von da ab König Friedrich I. von Dänemark, der erste schleswig-holsteinische Herzog aus dem Hause Oldenburg; Herzog Adolf I. aus dem Hause Schleswig-Holstein-Gottorp, 1544—1586, der das arg zerfallene Schlosse Adolfs IV. um 1580 wieder restauriren ließ; Herzog Christian Albrecht aus demselben Hause, Gründer der Universität Kiel im Jahre 1665; Kaiser Wilhelm I., gleichwie Adolf IV. und Herzog Adolf I. ein Degenerator des Schlossebaus, und schließlich Kaiser Friedrich, dessen Bildniß bereits zu seinen Lebzeiten als Kronprinz für eines der Fenster bestimmt war. Wie man sieht, ist die Wahl so getroffen, daß aus der Reihe der Fürsten diejenigen zur Darstellung gelangen, deren Thätigkeit entweder in besonderer Beziehung zu dem hiesigen Schlosse geknüpft oder die eine hervorragende Bedeutung für unsere Provinz und deren Geschichte gehabt haben.

Auch die Stadt Kiel selbst hat dem Fürstenpaare, welches sich das alte Schlosse zur Residenz erkoren, bei Gelegenheit des Schlossebaues eine sinnige Hochzeitsgabe dargebracht durch Stiftung eines für den inneren Schloßhof bestimmten Monumentalbrunnens. Der Brunnen wird in seinen Größungsverhältnissen mit den Kolossalmaßen des Schlosses in Einklang gebracht und demgemäß eine bedeutende Höhe erhalten. Das Modell zeigt auf einem Granitpostament ein dreigliedriges großes Bassin, aus dem ein zweites, für die Statue der Kilia bestimmtes Postament hervorwächst, an welchem die Reliefsbüsten und das Allianzwappen des prinzipalen Paars angebracht sind. Die den ganzen Aufbau krönende Gestalt der Kilia wird über lebensgroß werden. Das überaus künstlerisch veranlagte Monument wird in der Werkstatt des Professors Eduard Kürzen (eines geborenen Kieler) hergestellt.

Der Parkgarten an der Nordseite des Schlosses, nur durch eine mit Eisengitter versehene Mauer von dem berühmten Düsterbrook'schen Gehölz getrennt, macht nach der neuerlichen Restaurirung mit seinen Grotten, Bosquets und schattigen Baumgruppen einen sehr gefälligen Eindruck. Alle alten Bäume auf seinem Bereiche sind auf besonderen Wunsch des Prinzen Heinrich, der sich in eingehendster Weise mit allen Einzelheiten des unter Leitung des Hofbauinspektors Geyer stehenden Umbaus der gesammten Schlosseanlage beschäftigt hat, erhalten geblieben. Fern von gekünstelter, nur zu leicht in Steifheit ausartender Anlage des Gartens, bietet derselbe durch das Vorwiegen seiner natürlichen Schönheit einen besonders reizvollen Aufenthalt. Für den Bruder unseres Kaisers konnte es kein schöneres, geeigneteres Heim geben, als diesen Jahrhundertalten Felsenbau am Meere, zu dessen Füßen die deutsche Kriegsmarine ihr imposantes gefestetes Heim gefunden und von dem der Blick weit hinaus schweift über deutsches Land in die scheinbar unermeßliche See!

Land- und Hauswirtschaft.

Die Vortheile der Drillkultur.

Einen interessanten Aufsatz über den Werth und die Bedeutung der Drillmethode finden wir im landwirtschaftlichen Anzeiger der Bank- und Handelszeitung veröffentlicht, welchen wir hiermit wiedergeben. Es heißt daselbst:

Wie sehr man in neuerer Zeit die Bedeutung der Drillkultur für die quantitative und qualitative Erhöhung der Ernteerträge von Körnerfrüchten immer mehr schätzt, möchte wohl daraus hervorgehen, daß in Gegenden mit kleineren Wirtschaften, deren Besitzer gewöhnlich an den alten Kulturmethoden festhalten, als wie namentlich in den Rheingegenden, Drillmaschinen auf genossenschaftlichem Wege angeschafft werden und auch durch Subventionen seitens der Kommune entweder durch unverzinsliche Vorschüsse oder durch Ankauf und Verleihung derselben an Landwirthe, welche sie benutzen wollen, die Kosten gedeckt werden. Eine wesentliche Erleichterung ihrer Einführung ist übrigens dadurch eingetreten, daß die Maschinen seit der Zeit, als sie zuerst konstruirt wurden, etwa um die Hälfte billiger geworden sind, auch sich zufolge besserer Einrichtung viel bequemer handhaben lassen und für die verschiedensten Verhältnisse in entsprechenden Größen von 3½ bis 1 m Spurweite, auch für Handbetrieb und für hügeliges Terrain gebaut werden, sodaß sie in Wirtschaften von jedem Umfange und auch mit Bodenverhältnissen, die sich früher nicht dazu eigneten, angewendet werden können.

Die mannichfachen Vortheile, welche sich an die Reihenfaat knüpfen, als wie Ersparniß an Saat, sicheres und gleichmäßigeres Aufgehen, gleichmäßigere Entwicklung derselben, die Möglichkeit, zwischen den Reihen den Boden vom Unkraute zu reinigen und zu lüften, sowie die mit allem diesem in Zusammenhang stehende Erhöhung der Ernteerträge — finden wir ja in den bezüglichen Schriftwerken und Zeitschriftenartikeln aufgeführt. Wir möchten aber noch zwei, weniger in Betracht gezogene Vortheile als bedeutungsvoll für den guten Kulturerfolg hervorheben, nämlich:

1. In Rücksicht auf das für die Reihenfaat erforderliche geringere Saatquantum als wie für die Breitfaat, die erleichterte Anschaffung einer besonders guten Varietät der Frucht und die erleichterte Reinigung des Saatgutes von allen fremdartigen Beimengungen, sowie das Sortiren desselben bis auf die besten Körner.

2. Die Nothwendigkeit, den Boden für die Anwendung der Drillmaschine besser vorzubereiten, als dies in manchen Gegenden für die Breitmaschine bisher noch geschieht. Was diesen letzteren Umstand anbelangt, so ist wegen solcher Nothwendigkeit einer besseren Vorbereitung des Ackers die Einführung der Reihenfaat mit derjenigen einer rationelleren Bodenkultur als gleichbedeutend anzusehen. Die Drillmaschine gestattet nicht eine zähe, verwachsene, klumpige Scholle, verlangt vielmehr eine reine, mürbe, frische Oberkrume. Bei dem leichteren Boden wird die Herstellung einer solchen ja weniger Schwierigkeiten haben, bei den stärkeren Bodenarten wird man aber das Hauptgewicht auf die rationelle Methode legen müssen, das Feld durch Tiefkultur im Herbst in guter Struktur zu erhalten, während des Winters den Frost möglichst tief auf den lockeren Boden wirken zu lassen, die aufgenommene Winterfeuchtigkeit für die Vegetationszeit dadurch zu bewahren, daß man eine Wendung desselben im Frühjahr vermeidet, vielmehr die vorbereitenden Stellungsarbeiten mit Geräthen bewirkt, die den Boden lüften und mürben, eventuell auch komprimiren, ohne ihn umzuwenden, am allerwenigsten aber die feuchtere, vom Winterfrost gemürbte Oberkrume zu versenken und rohe Bodentheile nach oben zu bringen.

Eine der wesentlichsten Ursachen der Vermehrung des Ertrages bei der Reihenfaat, ist die größere Bestockung der Früchte zufolge des denselben gewährten umfangreicheren Standraumes als wie bei der Breitfaat. Wir sagen deshalb über diesen, sowohl bei den Winter- als auch den Sommergetreide-Arten und den zu derselben Familie gehörenden Gräsern mit Ausnahme des Weizens stattfindenden physiologischen Vorgang etwas Näheres. Bei dem Weizen vollzieht sich eine Verzweigung aus dem Hauptstamme oberhalb des Bodens in geringerer oder

größerer Entfernung von demselben. Die Bestockung unterscheidet sich davon dadurch, daß aus den unteren Knoten der zuerst an der Pflanze gebildeten Halme unter der Erdoberfläche neue Seitentriebe entstehen, die eine kurze Strecke seitwärts wachsen, sich dann nach oben wenden und einen Horst bilden. Schon im frühen Stadium der Keimentwicklung zeigen sich bei einem kräftigen Samentorne im Keimlinge neben der Knospe, aus welcher sich der Hauptstamm bildet, an beiden Seiten die Knospen der Seitenhalme in der Achsel des Scheideblattes und eines Laubblattes. Diese Seitenhalme entwickeln sich als grundständige Triebe. An ihren Knoten können sich dann aber noch Triebe zweiter Ordnung bilden und zwar stets in der Weise, daß sie aus der Achsel eines Blattes und ebenso wie die Blätter wechselständig aus einem Knoten hervorgehen. Nach diesem Grundgesetze erfolgt solche Bestockung unmittelbar über dem Keimknoten, wenn das Samentorn nur eine 1 bis 2 cm starke Bodenbedeckung hat. Liegt dasselbe aber tiefer, so wächst zunächst ein rhizomartiger ein- oder mehrgliedriger Stengel empor, der den Hauptstamm trägt, und die Bestockung beschießt sich daran dann dicht unter oder an der Bodenoberfläche. An dem Knoten, mit welchem der Stengel nach oben hinabschließt, entwickeln sich Kronenwurzeln, welche zur größeren Befestigung des Halmes im Boden beitragen. Die Bestockung ist bei der Winterfrucht größer als wie bei der Sommerfrucht und auch bei den verschiedenen Getreidearten etwas verschieden. Eine einzige Pflanze kann unter günstigen Verhältnissen mehr wie 100 Seitentriebe erzeugen. Da aber bei einer sehr starken Bestockung nur ein Theil der Triebe zum Fruchttragen kommt, so ergeben sich die besten Durchschnittserträge eines Getreidefeldes bei einer mittleren Bestockung desselben. Zu denselben günstigen äußeren Umständen zählen ein mit Pflanzen-nährstoffen reichlich versehener Boden und eine frühe Aussaat, außerdem in Beziehung auf die Drillkultur ein reichlicher Stodraum und der ungehinderte Zutritt des Lichtes. In betreff des Stodraumes haben unter sonst gleichen Verhältnissen gemachte Vergleichsversuche z. B. mit Sommerweizen ergeben, daß bei einem Abstände der Pflanzen von 5 cm 7 Seitentriebe, bei 10 und 15 cm Abstand 11, bei 20 cm 13, bei 25 cm Abstand 16 Seitentriebe sich bildeten. Die günstige Einwirkung des Lichtes ist darauf zurückzuführen, daß nur unter der Einwirkung desselben in den Halmen und Blättern der Pflanze Stärke und damit Bildungsstoffe erzeugt werden können, die abwärts strömend nebst den aus den Wurzeln zugeführten Nährstoffen in den Knoten sich anhäufen und diese zur Entwicklung von neuen Sprossen und Trieben vermögen. Je günstiger und reichlicher nun die Lichtstrahlen die Halme und Blätter treffen, desto größer wird deshalb die Anregung zur Bestockung in der Pflanze sein. Bei dichtstehender Saat beschiatten sich Halme und Blätter, der größere Stodraum bei der Reihenfaat gestattet dagegen dem Lichte einen besseren Zutritt. Die Bestockung an sich gewährt dann auch einen weiteren Vortheil dadurch, daß, wie vorher bereits erwähnt, die Seitentriebe zunächst von ihrem Emporschossen eine kurze Strecke seitwärts wachsen und sich über dem Boden ausbreiten. In dieser Lage werden sie von den Lichtstrahlen am günstigsten getroffen, und demzufolge erstarben die unteren Halmglieder zu einem viel besseren Widerstande gegen das Lagern der Frucht, als wie ihn der einzelne emporstehende Halm bei dicht gedrängter, gar nicht oder wenig bestandener Saat haben kann. Die Bestockung also bildet nicht eine Beförderung, sondern ein Verhüten des Legens. Auch in betreff der Bodenbedeckung des Samentornes bietet die Drillkultur den Vortheil, daß man dieselbe dabei so einrichten kann, wie sie nach vorstehender bezüglicher Auseinandersetzung der Entwicklung des Bestockungsvermögens der Pflanze am günstigsten ist. Für die Höhe des Ernteertrages hat nun aber die Bestockung die Bedeutung, daß die aus einem Samentorn hervorgegangene gut bestockte Pflanze einen höheren Ertrag an Körnern und Stroh bringt als wie die gar nicht oder schwach bestockte. Nach dem vom Prof. Wollny angestellten Vergleichsversuche hat sich zugunsten der Reihenfaat gegenüber der Breitfaat selbst bei einem gleichen Aussaatquantum ein Mehrertrag ergeben und zwar bei der Gerste um 6, bei Hafer um 10, bei Roggen um 25 Proz. Wenn aber das für die Reihenfaat weniger als für die gewöhnliche Breitfaat erforderliche